



Christlich sein im Krieg

Geht das? Den Feind lieben, der das Land verwüstet, Zivilisten massakriert und schlimmste Kriegsverbrechen begeht? Drei Menschen aus der Ukraine berichten von ihrem Leben inmitten des russischen Überfalls – und von der Hoffnung, dass Gewalt und Tod nicht das letzte Wort haben werden

Oft hat es Streit zwischen den christlichen Kirchen in der Ukraine gegeben. Deswegen war es ein besonderes Treffen, das die Freisinger katholische Domberg-Akademie, das Osteuropa-Hilfswerk Renovabis und der Fachbereich Ökumene des Erzbischöflichen Ordinariats organisiert hatten. Es kamen die griechisch-katholische Caritas-Mitarbeiterin Dzvenyslava Chaykivska, Sergij Bortnyk, Theologe der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche, die dem Moskauer Patriarchat untersteht, und seine Kollegin Lidija Losowa von der Orthodoxen Kirche der Ukraine zusammen – vereint im Leid und in der Hoffnung auf eine freie Ukraine. Für Publik-Forum haben sie ihre Statements zusammengefasst.

Lidija Losowa

Am 23. Februar habe ich meinen Geburtstag in Kiew gefeiert, die Gäste gingen spät. Um fünf Uhr morgens ließ ein dumpfer Schlag die Fenster zittern. Der Krieg war da. Ich packte chaotisch meine Sachen, eilte zur Wohnung meiner Mutter, der es nicht gut geht. Gottes Gegenwart spürte ich nicht, ich war mit dem Überleben beschäftigt. Zwei Tage nach meiner Flucht schlugen die Splitter einer Rakete in der Nachbarschaft ein. Ich bin jetzt in Münster und lebe in zwei Realitäten, der deutschen und der ukrainischen. Es ist nicht einfach, das Hier mit dem Dort zu verbinden.

Bis zu diesem Krieg schien es mir unmöglich, dass der angeblich christliche Teil dieser Welt so blind, brutal und absurd sein kann. Dass ich nicht verzweifle, liegt an der großen Solidarität, die ich erfahre. Es liegt an den mutigen Menschen in Russland, die gegen den Krieg demonstrieren. Es liegt an den vielen Christen weltweit, die klar sagen, wer der Angreifer ist. Man kann nicht für den Frieden beten, ohne die Schuldigen am Krieg zu benennen. Mich trösten die Zeugnisse der Mitmenschlichkeit, Freundschaft, Liebe inmitten des Schreckens. Die Ökumene, die Gemeinschaft der Christen, ist keine Theorie mehr.

Der Krieg hat für mich die Frage nach der christlichen Haltung zur Gewalt neu aufgeworfen. Die Brutalität der russischen Armee ist so schrecklich und grenzenlos, dass alle emotionalen Reaktionen der Menschen in der Ukraine verständlich sind: Wut, Hass, Frustration, der Ruf nach Rache. Sie wünschen dem Feind den Tod, sie verfluchen ihn und preisen die eigenen Erfolge, auch wenn in den zerstörten Panzern und abgeschossenen Helikoptern



Lidija Losowa ist Theologin der Orthodoxen Kirche der Ukraine, die 2018 gegründet wurde und von Moskau nicht anerkannt wird.



Dzvenyslava Chaykivska gehört der griechisch-katholischen Kirche an. Sie ist Ärztin bei der ukrainischen Caritas.



Sergij Bortnyk ist Theologe im Außenamt der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche, die dem Moskauer Patriarchat untersteht.

Menschen sterben. Die Weltanschauung ist inzwischen sehr radikal. Alles, was mit Russland zu tun hat, ist negativ besetzt, bis hin zur klassischen Literatur.

Es ist eine sehr wichtige Frage, wie wir uns als Kirche dazu stellen. Ist Gewalt eine gute Antwort auf die Gewalt? Der Primas der Orthodoxen Kirche der Ukraine, Metropolit Epiphaniy, hat erklärt, das Töten eines Feindes im Krieg sei keine Sünde. Für ihn ist Gewalt zur Abwehr eines Angriffs eine gute, von der Kirche gesegnete Tat. Ein anderer Bischof sagte, dass Töten eines Kriegsfeindes keine Beichte brauche. Das halte ich für problematisch. Gemäß dem jüngsten Soziallehredokument des Ökumenischen Patriarchats der Orthodoxen Kirche ist Gewalt eine Sünde *par excellence*. Sie mag eine tragische Notwendigkeit sein. Aber sie bleibt eine moralisch unvollkommene Antwort. Auch im Feind erscheint das Ebenbild Gottes, Gewalt gegen ihn ist Gewalt gegen die Menschheitsfamilie; sie bedarf der Heilung.

Wir müssen den Aggressor als Aggressor benennen und dafür beten, dass die Ukraine ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt. Wir dürfen aber nicht die Haltung der Russisch-Orthodoxen Kirche übernehmen, die den Krieg segnet. Ist das möglich: sein Land, die Freiheit zu verteidigen, ohne den Feind zu hassen? Ich hoffe es.

Dzvenyslava Chaykivska

Ich bin in der atheistischen Sowjetunion in der Westukraine in einer doppelten Realität aufgewachsen. Ich war heimlich getauft, wir feierten Weihnachten und Ostern hinter vorgezogenen Gardinen. Der Glaube ist so für mich etwas sehr Intimes und Persönliches. Er bedeutet für mich: die Menschen zu lieben, den Menschen zu dienen. Das führte mich als Ärztin in ein katholisches Krankenhaus und zur ukrainischen Caritas, zum Dienst an den Bedürftigen. Wir kümmern uns um Drogenabhängige, Aidskranke, Prostituierte. Wir begleiten Sterbende, Verwundete, Kranke, Verzweifelte. Das haben wir auch auf dem Maidan getan, als es 2014 zu viele Tote und Verletzte gab. Das

tue ich heute im Krieg, in Lwiw. Der Krieg hat für uns nicht am 24. Februar 2022 begonnen. Es gibt ihn seit unserer Unabhängigkeit. Seitdem haben wir drei Revolutionen erlebt, seit acht Jahren gibt es einen blutigen Krieg. Es geht in ihm nicht um ein Territorium, sondern um die Zerstörung von Werten, Kultur, Glauben. Die russischen Besatzer terrorisieren die Zivilbevölkerung, sie vergewaltigen Frauen, töten Alte, Kranke, Kinder, Menschen mit Behinderung. Die Gewalt der Invasoren kennt keine Grenzen. Viele Menschen in der Ukraine rufen nun nach Rache.

Unseren Glauben aber kann die Gewalt nicht zerstören. Er lehrt uns, nicht Rache zu üben. Er lehrt uns zu helfen, wo es geht, zu teilen, mitzufühlen, dem Nächsten zu dienen. Wir lernen in diesen Wochen, Haus und Tisch zu teilen. Unser Glaube gebietet uns, unsere Feinde zu lieben, Gutes denen zu tun, die uns hassen. Das ist eine große Herausforderung für uns. Der Feind hat furchtbare Gräueltaten begangen, können wir die vergeben? Können wir mitten im Wahnsinn dieses Krieges das Licht der Weisheit nicht aus den Augen verlieren?

Die Antwort kommt für mich aus dem Glauben. Das Leiden unseres Volkes vereint sich im Leiden Christi am Kreuz. Christ zu sein bedeutet zu glauben, dass dieses Leiden nicht das Ende ist. Der Tod, das Böse, sie gewinnen nicht. Wir sind zuversichtlich, dass die Ukraine siegen wird, dass ihre Werte und Ideale anderen Ländern ein Beispiel geben werden.

Sergij Bortnyk

Als der Krieg begann, sind wir aus Kiew zu den Schwiegereltern in den Westen der Ukraine gezogen. Die Kämpfe sind fern und doch nah – durch die Nachrichten von verletzten und getöteten Bekannten, zerstörten Kirchen. Gott in Jesus offenbart sich uns durch seine Ohnmacht, denke ich. Das russische Militär bringt grausam Tausende Zivilisten um. Müsste Gott angesichts dieses Unrechts nicht eingreifen? Aber wir glauben nicht an einen Gott, der Donner und Erdbe-

ben schickt, sondern an einen, der freiwillig für uns am Kreuz gestorben ist.

Es gibt Hoffnungszeichen. Im Cherson-Gebiet, wo das russische Militär herrscht, haben die Armee und die Vertreter unserer Kirche über Ostern einen Waffenstillstand verabredet. Weniger glücklich bin ich über Papst Franziskus, der Frauen aus Russland und der Ukraine gebeten hat, am Kreuzweg teilzunehmen. Es gibt keine Gleichheit des Leidens, es gibt Angreifer und Angegriffene. Man muss das benennen, erst dann kann man über Versöhnung reden.

Für meine Kirche, die offiziell immer noch mit dem Moskauer Patriarchat verbunden ist, bedeutet dieser Krieg einen radikalen Wendepunkt. Einige Priester und Gläubige, besonders in der Südostukraine, haben russische Wurzeln. Wir standen in Konkurrenz zur »Orthodoxen Kirche der Ukraine«, entstanden aus dem 1992 gegründeten »Kiewer Patriarchat«. In den letzten Jahren gab es schwierige Situation wie erzwungene Übergänge von Gemeinden. Insgesamt aber konnten wir uns frei entwickeln. Die kirchliche Konkurrenz kann kein Grund für die Invasion sein. Die meisten unserer Priester wollen nicht von Russland befreit werden und unterstützen das ukrainische Militär.

Dass Patriarch Kyrill sich so eindeutig auf die Seite des Angreifers gestellt hat, bringt uns in große Trauer. Er zeigt sich gleichgültig gegenüber unserem Leid. Die meisten Gläubigen unserer Kirche sehen keine Möglichkeit, mit dem Moskauer Patriarchat weiter verbunden zu bleiben. Die einfachste Lösung, die Vereinigung mit der »Orthodoxen Kirche der Ukraine«, erscheint nach dem langen Streit kaum möglich. Die meisten Gemeinden suchen einen »dritten Weg« zwischen der Zugehörigkeit zum Moskauer Patriarchat und der nationalistisch geprägten, theologisch schwach entwickelten und dem Staat zu nahe stehenden »Orthodoxen Kirche der Ukraine«. Wir lehnen die Vorstellung einer Russkij Mir, eines imperialen Großrusslands ab. Wir möchten uns frei entwickeln in der unabhängigen, starken und bunten Ukraine. ◆